



Franz-Werfel-Menschenrechtspreis 2016



2016

Franz-Werfel-Menschenrechtspreis für Freya Klier

Die Jury des Franz-Werfel Menschenrechtspreises würdigte mit dieser Preisverleihung das umfangreiche und vielfältige Schaffen von Freya Klier. Neben ihrem Engagement für die Aufarbeitung des DDR-Unrechts erhielt Freya Klier den Stiftungspreis insbesondere für ihre dokumentarisch angelegten Filme und Publikationen zum Schicksal ziviler deutscher Frauen und junger Mädchen am Ende des Zweiten Weltkrieges in Ostdeutschland und Südosteuropa. Für ihren bereits 1993 produzierten Film „Verschleppt ans Ende der Welt“ begab sich Freya Klier mit drei damals verschleppten Frauen auf Spurensuche nach und in Sibirien. Im gleichnamigen, 1996 erschienenen Buch ließ sie weitere Zeitzeuginnen zu Wort kommen und ergreifend von ihrem jahrelangen Leidensweg erzählen.

Film und Buch beschreiben nicht nur historisch fundiert die Situation zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie machen auch deutlich, wie das Schicksal hunderttausender Frauen im Westen dem „Lagergefecht der Generationen“ zum Opfer fiel und wie es in der ehemaligen DDR als „Verleumdung der Sowjetunion“ tabuisiert wurde. Verschleppt, vergewaltigt, gedemütigt und schließlich als Zwangsarbeiterinnen missbraucht, mussten diese Frauen über Jahre unter unmenschlichen Bedingungen als „lebende Reparationen“ ihr Dasein fristen.

Freya Klier hat das persönliche Schicksal der Betroffenen, ihre tägliche Arbeit im Sägewerk, im Kohleabbau, in der Ziegelei und im Wald, begleitet von Hunger, Krankheiten, Entkräftung, Tod, im Winter bei eisiger Kälte und im Sommer bei sengender Hitze aufgearbeitet. Mit ihrem 2014 erschienenen Buch „Wir letzten Kinder Ostpreußens“ nahm sie sich auch des Schicksals der von Flucht und Vertreibung betroffenen Kinder, ihrer Erlebnisse

und der bis ins hohe Alter nicht überwundenen Traumata an. Getreu ihrem Lebensmotto „Du sollst dich erinnern“ stellt sich Freya Klier selbst immer wieder der Aufgabe, Menschenrechtsverletzungen ans Licht zu bringen und sowohl in ihrer politisch-historischen bzw. wissenschaftlichen als auch in ihrer individuellen Dimension zu betrachten. Ihre Arbeit mit Zeitzeuginnen verewigt nicht nur persönliche Schicksale als Mahnung für die Nachwelt, sondern gibt der Geschichte Gesichter und Namen. Auf die Art ermöglicht sie ihren Lesern und Zuschauern einen empathischen Zugang zu vergangenen Schrecken, wie etwa Verschleppung, Zwangsarbeit und Lagerhaft, und somit zum besseren Verständnis von Geschichte.

Mit der Entscheidung für Freya Klier machte die Jury des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises auf das Schicksal von Frauen in Kriegssituationen aufmerksam. Auch in der heutigen Zeit wiederholen sich die Muster der Gewalttaten gegen Frauen und Kinder. Ob im Balkankrieg oder damals aktuell in den Gebieten unter der Kontrolle des sogenannten IS wurden Frauen und Mädchen, meist aus religiösen und ethnischen Minderheiten kommend, aus ideologischen und strategischen Gründen vergewaltigt, gefangen gehalten oder versklavt.

Freya Klier wurde am Sonntag, den 6. November 2016, in der Frankfurter Paulskirche der Franz-Werfel-Menschenrechtspreis verliehen.

Zur Jury gehörten im Jahr 2016: Dr. Bernd Fabritius MdB, Dr. Klaus Hänsch, Dr. Bernd Heidenreich, Milan Horáček, Dr. Beate Rudolf, Prof. Dr. Rüdiger Safranski, Prof. Dr. Felix Semmelroth, Thomas Schmid, Düzen Tekkal, Erika Steinbach MdB.



Grußwort der Stadt Frankfurt am Main

Sehr geehrte Frau Abgeordnete Steinbach,
Sehr geehrte Frau Tekkal,
Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich, Ihnen zur Verleihung des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises die offiziellen Grüße des Frankfurter Magistrats und der Frankfurter Stadtverordnetenversammlung überbringen zu können.

Ich freue mich, Sie in der Paulskirche, am Ort der Wiege der Deutschen Demokratie willkommen zu heißen. Ganz besonders freut es mich natürlich, die Preisträgerin des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises 2016 willkommen heißen zu dürfen, eine herausragende Persönlichkeit der einstigen DDR-Bürgerrechtsbewegung, die aus ihrem persönlichen Gebot (11. Gebot) ein persönliches Lebensmotto definiert hat „Du sollst Dich erinnern“, mit dem sie Geschichte und Geschichten zu Gesichtern verhilft und damit Unrecht eine erzählerische Wucht verleiht, die nicht nur erinnert und damit aufklärt, sondern auffordert, sich gegen Unrecht zu stellen. Frau Freya Klier, herzlich willkommen!

An Unrecht zu erinnern und sich gegen Unrecht zu stellen, diesem Gedanken widmet sich die Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN seit dem Gründungsjahr 2000 und es ist das Unrecht, der eigenen Heimat beraubt zu werden, gegen das sich die Stiftung stellt.

Wer dem anderen die eigene Heimat raubt, der entwürdigt Menschen, der raubt ihnen einen wichtigen Teil der persönlichen Identität.

Dabei gibt es jenen Raub an Heimat, der mit der körperlichen Vertreibung verbunden ist, aber auch jenen Raub der Heimat, der mit dem Entzug von Freiheit – von Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Religionsfreiheit, von Recht –



Uwe Becker, Bürgermeister der Stadt Frankfurt am Main.

verbunden ist. Wenn nicht die geografische Heimat geraubt, aber der geografischen Heimat alles andere genommen ist – wenn also nicht der Mensch aus seiner Heimat, sondern die Heimat aus dem Menschen vertrieben wird, auch dies ist Unrecht und auch hiergegen muss aufbegehrt werden.

Aus dem Geist der Versöhnung mit den Nachbarvölkern Deutschlands wurde im Jahr 2000 die Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN gegründet.

Jeder Mensch hat ein Recht auf Heimat, wie dies auch 1950 in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen festgehalten wurde. Und kein Mensch hat das Recht, eben jenes Grundrecht anderen zu nehmen, sie aus ihrer Heimat zu vertreiben, ihre Wurzeln zu zerschlagen oder gar körperliches Leid zuzufügen.

Und es ist Ihr ganz persönlicher Verdienst, sehr geehrte Frau Abgeordnete Steinbach, dass die Stiftung zu einem wichtigen Instrument geworden ist, das geschehenes Unrecht dokumentiert, das sich um die Schicksale der Menschen kümmert, ihre Integration in ein jeweils neues Umfeld beleuchtet und als grundsätzliche Mahnung jegliche Vertreibung und den Genozid an anderen Völkern ächtet und dies gegenüber der Politik deutlich zum Ausdruck bringt.

Insofern ist auch ihre diesjährige Preisträgerin mit ihrer persönlichen Biografie aber, auch mit ihrer Arbeit des Erinnerns und Aufzeigens von geschehenem Unrecht eine besonders gute Wahl, ganz im Geiste des Schriftstellers Franz Werfel, nach dem dieser Preis benannt wurde.

Franz Werfel hat nicht nur mit seinem Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagh“, in dem er die Vertreibung und den Völkermord an den Armeniern sehr eindringlich und wirkungsvoll dargestellt hat, ein bedeutendes Werk gegen die Verletzung der Menschenrechte für die Nachwelt geschaffen, er war auch in seinem persönlichen Leben zur Zeit des Nationalsozialismus selbst davon betroffen.

Umso mehr mahnt uns die Arbeit Ihrer Stiftung und die Erinnerung auch an den Namensgeber Ihres Preises zum Eintreten für die Einhaltung der Menschenrechte als elementaren Bestandteil politischen und gesellschaftlichen Handelns.

Lassen Sie mich mit Blick auf das Werk Werfels deshalb auch in diesem Jahr, an diesem Ort eines klar benennen: Der organisierte Massenmord an einem ganzen Volk bzw. einer

Volksgruppe, wie er an den Armeniern vor über 100 Jahren im Osmanischen Reich vollzogen wurde, gehört zu den schrecklichen Menschheitsverbrechen des vergangenen Jahrhunderts. Menschen wurden vertrieben, deportiert, entrechtet, gequält und getötet.

Nur wenn diese Wahrheit unmissverständlich ausgesprochen wird und als das bezeichnet wird, was es war, nämlich Völkermord, besteht auch die Möglichkeit, dass sich Wunden schließen, die selbst Angehörige von Opfern heute noch empfinden.

Wenn jene Nachkommen jedoch bis heute kein ausreichendes Eingeständnis dessen wahrnehmen, was an Unrecht an ihren Familien damals vollzogen wurde, dann bleiben diese Wunden offen. Es mag schmerzhaft für die türkische Regierung sein, sich der Geschichte des eigenen Landes in ihrer ganzen Breite und Tiefe offen zuzuwenden, doch die moralische Größe eines Landes zeigt sich eben auch im Umgang mit den dunklen Kapiteln der eigenen Geschichte.

Die barsche Reaktion der türkischen Regierung auf die Bewertung des Massenmordes an den Armeniern als Völkermord ist der falsche Umgang mit diesem Menschheitsverbrechen und er schafft eher neue Verbitterung und zusätzliche Distanz, wo doch ein Zugehen auf jene notwendig wäre, denen Teile der eigenen Identität geraubt wurden.

Gerade Deutschland kann mit Blick auf die Rolle des Deutschen Reiches im Zusammenspiel mit dem Osmanischen Reich zu Beginn des letzten Jahrhunderts auch eine Brücke in der Armenien-Frage bauen.

Nur aus Aussöhnung und Versöhnung kann eine gesunde Zukunft erwachsen. Von einer gesunden Zukunft der Welt oder dem „End of History“, wie sie der Politikwissenschaftler Francis Fukuyama 1992 formuliert hat, sind wir noch weit entfernt.

Wenn wir die fortlaufende Bombardierung von Aleppo und das millionenfache Leid syrischer Kinder, Frauen und Männer sehen, wenn wir das Unrecht sehen, das an Jesiden begangen wird, Verschleppungen, Vergewaltigungen, Ermordungen, wenn wir nach Afrika blicken, nach Asien schauen, wenn wir den Abbau an Demokratie durch den türkischen Staatspräsidenten sehen, all dies dürfen wir nicht einfach nur als TV-Abendprogramm in warmen Wohnzimmern begreifen, sondern müssen es als Auftrag zum Handeln für unsere Gesellschaft verstehen.

Der Ort für diese Preisübergabe konnte nicht besser gewählt werden. Die Paulskirche gilt als Wiege der Deutschen Demokratie. Wie kaum ein anderer Ort in Deutschland ist sie Symbol für Freiheit und Demokratie, der Grundlage für Menschenrechte und deren Einhaltung.

Hier wurden 1848 zum ersten Mal die Grundrechte des deutschen Volkes verkündet wie z.B. Gleichheit vor dem Gesetz, Pressefreiheit, Glaubensfreiheit, Gewissensfreiheit und die Versammlungsfreiheit.

Auch wenn diese Verfassung nicht lange Bestand hatte, brachte auch diese Erklärung der Grundrechte neue Impulse im Denken der Menschen. Heute sind diese Rechte in den Artikeln unseres Grundgesetzes gewahrt. Und dieses Grundgesetz ist nicht nur die De-

koration unseres freiheitlich demokratischen Rechtsstaates, sondern täglicher Handlungsauftrag!

In diesem Geiste arbeiten Sie, in diesem Bewusstsein sind wir heute zusammen, Frankfurt ist froh, Patengemeinde Ihrer Stiftung zu sein und Frankfurt gratuliert der Preisträgerin bereits zu ihrer heutigen Auszeichnung.

Herzlichen Glückwunsch und nochmals herzlich willkommen!



Die gut gefüllte Paulskirche.



Ansprache

Sehr geehrter Herr Bürgermeister, lieber Uwe Becker, sehr verehrte Ehrengäste aus Gesellschaft und Politik, sehr geehrte, liebe Frau Tekkal, insbesondere aber liebe Freya Klier, sehr geehrte Damen und Herren,

es ist inzwischen gute Tradition, dass wir den Franz-Werfel-Menschenrechtspreis in der Frankfurter Paulskirche alle zwei Jahre verleihen.

Auch in diesem Jahr müssen wir erkennen, dass Menschenrechte weltweit zunehmend notleidend sind, dass sie in zu vielen Teilen der Welt in steigendem Maße missachtet und gebrochen werden, obwohl die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte deutlich macht, dass Menschenrechte allgemeingültig sind, dass jedem Menschen diese Rechte zustehen. Die Würde des Menschen ist unantastbar, hat unser Grundgesetz so wunderbar verankert. Auf nationalen und internationalen Konferenzen werden diese hehren Grundsätze beständig betont und eingefordert. Zumeist bedrückend folgenlos. Menschenrechte! Eine leider zu häufig als opportune Worthülse gebrauchte Vokabel um sich selbst zu adeln.

Die Realität zeigt uns ganz brutal tagtäglich, dass Papier geduldig ist. In weiten Teilen der Welt zählt die Würde des Einzelnen nichts. Direkt vor Europas Haustür werden Menschen gedemütigt, gefoltert, bewusst gequält und ermordet.

Mit dem Fall des Eisernen Vorhangs gab es vielfach die fast euphorische Hoffnung auf eine bessere, eine friedlichere Welt. Erfüllt haben sich diese Hoffnungen höchstens partiell. Sollen wir resignieren, weil erkennbar ist, dass der Mensch zu jedweder Brutalität fähig ist? Nein, und nochmals nein! Das wäre eine Kapitulation vor dem Bösen! Wir müssen immer und



Erika Steinbach MdB, Vorsitzende der Stiftung ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN.

immer wieder benennen, was es an Gutem aber auch an Ungutem in der Geschichte der Menschheit gegeben hat und gibt.

Wir dürfen nicht aufhören zu mahnen und zu helfen soweit es möglich ist. Und diese Hilfe muss zuerst und unabdingbar bedrängten Menschen ermöglichen, in ihrer Heimat bleiben zu können. Da gibt es viel Nachholbedarf. Viel zu lange wurde weggesehen, die Augen verschlossen vor dem was sich entwickelte. Und zwar auf allen Ebenen.

Wir müssen uns vor Augen führen: weltweit waren Ende 2015 ca. 65 Millionen Menschen auf der Flucht. Gegenüber 2011, als der UN-Hochkommissar für Flüchtlinge mit 42,5 Millionen Flüchtlingen schon eine neue Rekordzahl vermeldete, ist die Zahl der Flüchtlinge damit um mehr als 50 Prozent gestiegen. Erweitert man

den Blick über die Gruppe dieser tatsächlichen Flüchtlinge hinaus um alle Migranten, zeigen die Prognosen weit dramatischere Bewegungen.

Wer auch immer glaubt, dass das Elend dieser Welt in Europa oder gar in Deutschland zu beheben sei, dem empfehle ich einen Blick auf den Globus. Dann wird schnell klar, dass unsere Möglichkeiten selbst bei noch so weitem Herzen begrenzt sind, um es mit den treffenden Worten des Bundespräsidenten auszudrücken.

Wer nicht will, dass Europa früher oder später überfordert, überrollt wird, der muss unverzüglich die Hilfe in den Krisenregionen intensivieren. Dazu ist es unabdingbar nötig, die Afrikanische Union und die Arabische Liga an ihre Verantwortung den eigenen Menschen gegenüber zu erinnern, ja die Hilfen daran zu knüpfen. Wenn wir unsere Demokratie, wenn wir unsere Werte bewahren wollen, dann führt kein Weg daran vorbei, den Millionen Bedrängten in ihrer Heimatregion zur Seite zu stehen.

Ich bin der festen Überzeugung: wenn Deutschland, wenn Europa, wenn die demokratischen Staaten dieser Welt nicht gemeinsam alles tun, um massenhaftes Elend am Entstehungsort einzudämmen und zu lindern, dann werden wir früher oder später bei uns im Lande selbst die Folgen noch dramatisch stärker als bisher zu spüren bekommen.

Die pure Not und verlockende Versprechungen krimineller Schlepperbanden werden die Menschen hierhertreiben. Das aber würde unsere Demokratie aus den Angeln heben und unsere kulturelle Identität gefährden.

Unser Menschenrechtspreis knüpft an Franz Werfels literarische Verarbeitung des ersten Genozids im 20. Jahrhundert an: dem Völkermord



Erika Steinbach MdB am Rednerpult in der Paulskirche.

an den Armeniern, aber gleichzeitig auch an den Aramäern und Chaldäer, also allen Urchristen im Osmanischen Reich.

Nicht ohne Grund ging bei unserer ersten Preisverleihung im Jahre 2003 der Preis an Mihran Dabag für seine Forschungen über diesen Genozid. Mein Freund Ralph Giordano hat damals in seiner tief anrührenden Rede dieses Verbrechen beklemmend aufgeblättert. Anlässlich der 100. Wiederkehr des Genozids hat der Deutsche Bundestag im vorigen Jahr daran erinnert und in diesem Jahr nach sehr langen Beratungen gegen heftigste Proteste aus der Türkei eine Resolution dazu verabschiedet.

Ein guter Beschluss – eigentlich! Wenn, ja wenn nicht während der Debatte die Plätze der Bundesregierung im Plenarsaal des Deutschen Bundestages weitestgehend beschämend leer

geblieben wären und zudem eilig seitens der Bundesregierung der Türkei versichert worden wäre, dass der Bundestagsbeschluss rechtlich unverbindlich sei.

Wie können wir glaubhaft und erfolgreich für Menschenrechte fechten und uns dafür einsetzen, wenn nicht einmal in unserer Demokratie der Mut und die Überzeugung vorhanden sind, ein weit zurückliegendes furchtbares Geschehen als das zu benennen, was es war?

Sie, liebe Freya Klier, haben sich ein elftes Gebot zu eigen gemacht, das da lautet: Du sollst dich erinnern!

Das galt Ihnen nicht nur für den dunklen Teil unserer eigenen deutschen Geschichte einschließlich des DDR-Unrechtssystems. Sondern Sie haben alle Facetten der Menschenverachtung und des Unrechts mit großem Engagement immer absolut furchtlos ausgeleuchtet, selbst wenn Sie Furcht hatten.

Dafür, meine Damen und Herren, hat Freya Klier in ihrem Leben immer wieder einen hohen Preis zahlen müssen. Wer jemals das ehemalige Stasigefängnis Hohenschönhausen besichtigt hat, mag eine Ahnung gewonnen haben, was es bedeutet, dort inhaftiert gewesen zu sein. Aber auch nur eine Ahnung.

Freya Kliers Dokumentationen über verschleppte, vergewaltigte und schließlich als Zwangsarbeiterinnen missbrauchte deutsche Frauen und über die Schicksale ostpreußischer Kinder zeigen auf, dass mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs und dem Ende des Nationalsozialismus Menschenrechte nach wie vor keine universelle Gültigkeit hatten. Zugleich sind diese Dokumentationen erschreckend heutig. Frauen und Kinder sind immer wieder die hilflosesten

Opfer auch in den aktuellen kriegerischen und terroristischen Auseinandersetzungen. Aus dem Nahen Osten erreichen uns tagtäglich Berichte und Bilder, die der Welt beklemmend vor Augen führen, dass Menschenrechte tausendfach mit Füßen getreten werden. Zu denen, die das aktuell dokumentiert haben, gehört die Laudatorin unserer heutigen Preisverleihung, Düzen Tekkal. Deren anrührender Film „Hawar – Reise in den Genozid“ über das Schicksal der Jesiden im Irak führt uns vor Augen, mit welcher ungeheurer Brutalität IS-Terroristen dort wüten.

Die Schicksale von Menschen gestern und heute berühren jeden tief, der sich ihrer aufgeschlossen annimmt. Gleichzeitig werden bei ehemals deutschen Opfern Erinnerungen und Traumata durch die Bilder der in diesen Tagen getöteten Kinder und geschundenen Frauen wach. Nicht von ungefähr helfen zahlreiche deutsche Heimatvertriebene den Migranten von heute. Aus eigenem Erleben wissen sie, was Heimatverlust, Erniedrigung und Gewalt bedeuten.

Mit der Entscheidung unserer Jury, den Franz-Werfel-Menschenrechtspreis 2016 Freya Klier zu verleihen, will das ZENTRUM GEGEN VERTREIBUNGEN an das Schicksal von Frauen und Kindern in Kriegssituationen und deren Folgen in der Mitte des 20. Jahrhunderts erinnern und gleichzeitig mahnen.

Düzen Tekkal

Laudatorin

Düzen Tekkal ist eine deutsche Autorin, Journalistin und Filmemacherin. Tekkal ist kurdisch-jesidischer Abstammung, ihre Eltern kamen in den 1970er Jahren aus der Südosttürkei nach Deutschland, nachdem sie in der Türkei als Kurden und Angehörige der jesidischen Glaubensgemeinschaft verfolgt worden waren. Hier wurde Düzen Tekkal am 2. September 1978 in Hannover geboren. Nach dem Abitur 1998 studierte sie in Hannover Politikwissenschaft und Germanistik.

Nach ihrem Studium arbeitete sie bei der Deutschen Orient-Stiftung und als Fernsehjournalistin bei RTL. Als Redakteurin und Reporterin war sie für verschiedene Formate wie Spiegel TV, stern TV und Extra - Das RTL-Magazin tätig. Gemeinsam mit ihrer Schwester, der ehemaligen Profi-Fußballspielerin Tuğba Tekkal, gründete sie den gemeinnützigen Verein für humanitäre Hilfe Háwar.help und ist dessen Vorsitzende. Der Verein betreibt mehrere Projekte, darunter das Frauen-Empowerment-Zentrum Back to Life. Tekkal setzt sich für ein pluralistisches Deutschland auf der Grundlage der freiheitlich-demokratischen Grundordnung ein, das jedwedem Extremismus entgegenwirkt, insbesondere dem Islamismus und Rechtsextremismus. Sie setzt sich dafür ein, Deutsche und Einwanderer für ein Miteinander auf Basis gemeinsamer Werte in die Verantwortung zu nehmen. Seit 2021 ist sie Sachverständige im Bundestag bei der öffentlichen Anhörung des Ausschusses für Menschenrechte und humanitäre Hilfe zur Menschenrechtslage in der Türkei.

Für ihr Engagement wurden Tekkal verschiedene Auszeichnungen verliehen, so wurde sie etwa als Frau Europas 2018 der Europäischen Bewegung Deutschlands und mit dem Demokratie Preis/Ramer Award for Courage in the Defense of Democracy des American Jewish Committee ausgezeichnet.



Ich sage den jungen Menschen immer, dass jeder Völkermord mit Feindbildern in den Köpfen beginnt und, dass wir die Werte des Grundgesetzes in dieser globalisierten Welt eben auch in den Bergen von Shingal verteidigen.

Sehr verehrte Frau Klier,
sehr geehrter Herr Becker,
sehr geehrte Frau Steinbach,
meine Damen und Herren,

das Gesicht verrät die Stimmung des Herzens –
dies wusste schon Dante.

Wenn ich – durch diesen einmaligen Perspektivwechsel hier oben – in Ihre Gesichter sehe, erblicke ich viele glückliche, erfüllte und stolze Herzen. Ich sehe aber auch fragende, neugierige und gespannte Herzen. Denn viele von Ihnen werden sich wahrscheinlich fragen, warum heute – hier in der Paulskirche zu Frankfurt – eine deutsche Jesidin aus Niedersachsen die Laudatio auf eine DDR-Bürgerrechtlerin aus Sachsen anlässlich der Verleihung des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises halten darf.

Wahrscheinlich war ich ebenso überrascht wie Sie, als ich hiervon erfuhr, denn in anderen Teilen dieser Welt werden Jesidinnen gerade in diesem Moment vergewaltigt und für Cent-Beträge auf Sklavenmärkten verkauft. Aber in meinem Deutschland wird mir die Ehre der Laudatorin zuteil. Und wahrscheinlich ist Ihnen, ebenso wie mir, nicht klar, obwohl unterschiedlicher die Leben von Freya Klier und Düzen Tekkal nicht sein könnten, wie viele Parallelen sich durch unsere Leben wie ein roter Faden ziehen, der uns final heute hier in der Paulskirche vereint und zusammengebracht hat.

Sigmund Graff sagte einmal: „Gebildet ist, wer Parallelen sieht, wo andere etwas völlig Neues zu erblicken glauben.“ Begeben wir uns also auf Parallelen-Suche. Für mich ist es etwas ganz Besonderes heute hier zu stehen, weil dieser Ort untrennbar verbunden ist mit der ersten bürgerlichen Revolution von 1848 in Deutschland. Die Nationalversammlung in der Frankfur-

ter Paulskirche war das erste frei gewählte Parlament, das Vertreter der gesamten deutschen Nation umfasste.

Ich bin heute mit meinem Vater hier. Mein Vater nahm mich damals als 4-Jährige mit in den niedersächsischen Landtag. Er, der jesidische Flüchtling aus Anatolien, wollte mir begreifbar machen, welch gesellschaftlichen Schatz wir durch die parlamentarische Demokratie in Deutschland haben. Er ermahnte mich, dass diese vom Deutschen Grundgesetz gewährten Freiheiten und Rechte nicht selbstverständlich seien. Schon gar nicht dort, wo wir ursprünglich herkämen und dass es gilt, diese Werte alltäglich neu zu verteidigen, neu zu verhandeln und sie sich neu ins Gedächtnis zu rufen. Seine Worte könnten in Zeiten wie diesen kaum aktueller sein.

Papa, es ist nun so viele Jahre her, dass Du mich mit in das Parlament von Niedersachsen genommen hast. Heute habe ich nun die Ehre, Dich und Mama mit zur Mutter der Parlamente in Deutschland zu nehmen: in die Frankfurter Paulskirche.

Wie die Paulskirche untrennbar mit der Revolution von 1848 verbunden ist, so ist das Leben von Freya Klier unmöglich losgelöst von der DDR zu verstehen. Eine historische Parallelenziehung bringt erstaunliche Erkenntnisse: Nach dem Scheitern der Revolution 1848 in den deutschen Einzelstaaten waren keine unmittelbaren Veränderungen eingetreten, langfristig gesehen aber ist die Arbeit der Nationalversammlung von außerordentlicher Bedeutung: Die deutsche Einigung hatte sich als unbestreitbarer Wunsch der Mehrheit der Deutschen erwiesen. – Ja, ich spreche von den Jahren 1848/1849 und nicht von den 1980ern. Der liberale Konstitutionalismus hatte endgültig gesiegt. Eine absolutistische Fürstenherrschaft war nicht mehr möglich.



„Eine deutsche Jesidin aus Niedersachsen“ – Düzen Tekkal – während ihrer Laudatio auf Freya Klier.

Auch wenn die folgenden Verfassungen von den Fürsten oktroyiert wurden, mussten sie von nun an Gesetz und Recht folgen. Wann immer dieser Grundsatz in den nachfolgenden Jahrzehnten nicht eingehalten wurde, konnten sich diese Regime – sei es die Nazi-Diktatur oder die DDR-Diktatur – nicht dauerhaft etablieren.

Nachdem sich in der Paulskirche erste politische Gruppierungen ausgebildet hatten, begann sich in Deutschland das Bewusstsein zu verstärken, dass nur regional übergreifende politische Organisationen auf Dauer wirksam sein würden – wir wollen bei dieser Betrachtung wohlwollend Bayern außen vorlassen. Die Bildung von Parteien war durch die Nationalversammlung entscheidend begünstigt worden. Aber eines wurde auch deutlich: eine Partei alleine kann diesem Grundsatz niemals gerecht werden. Die von der Paulskirchenversammlung formu-

lierte Verfassung beeinflusste alle nachfolgenden deutschen Verfassungen. Das allgemeine Wahlrecht setzte sich gegen das Zensuswahlrecht durch. Auch hier zeigt einmal mehr die Geschichte, dass das allgemeine Wahlrecht auf Dauer nicht funktionieren kann, wenn man keine wirkliche Auswahl hat. All diese Beispiele zeigen: Der Ton der Veränderung wurde hier in der Paulskirche gesetzt und entwickelte sich zu einem Chor der Demokraten, dessen lieblicher Gesang von Einigkeit und Recht und Freiheit nicht mehr dauerhaft zum Verstummen gebracht werden konnte.

Ich kann aber nicht über die Paulskirche referieren, ohne auf Robert Blum einzugehen und einmal mehr Parallelen zu Freya Klier herauszuarbeiten: Robert Blum war Politiker, Publizist und Dichter in der Zeit der Revolution von 1848 und er wurde eines ihrer prominentesten Opfer. Am Abend

des 8. November 1848 wurde Blum in einem zweistündigen Prozess wegen aufrührerischer Reden und seiner Unterstützung der revolutionären Bewegung in Wien hingerichtet. Es war die Ehrfurcht vor dem Vergangenen und die Gewissheit, dass es ein „Weiter so“ nicht geben könne, die Menschen wie Robert Blum dazu bewegten, Advokaten der Veränderung zu werden, und hierfür auch die Konsequenzen zu tragen.

Freya Klier war und vielmehr ist eine solche Advokatin der Veränderung. Durch ihr künstlerisches Schaffen und ihr bürgerrechtliches Engagement in der ehemaligen DDR hat sich Freya Klier für Veränderung und Wandel eingesetzt. Sie hat sich nicht mit dem Status-quo arrangiert, sondern für ihre Überzeugungen – mal subtiler, mal direkter – gekämpft.

Um es mit den Worten von Theodor Storm zu sagen:

Der eine fragt: Was kommt danach?

Der andre fragt nur: Ist es recht?

Und also unterscheidet sich der Freie von dem Knecht.

Freya Klier ist im Gegensatz zu Robert Blum nicht zum Tode verurteilt worden, gleichwohl hat ihr der Unrechtsstaat der DDR nach dem Leben getrachtet und sie bekam die Repression des Staates mit voller Gewalt zu spüren, als sie in der Untersuchungshaftanstalt der Staatssicherheit in Berlin-Hohenschönhausen inhaftiert wurde. Es stand damals schon lange für die DDR-Führung fest, dass Freya Klier ausreisen sollte, weil sie kritisch auf gesellschaftliche Missstände hingewiesen hatte. Das System der DDR konnte es schlichtweg nicht ertragen, dass jemand auf den größten Systemfehler hingewiesen hat. So war ihr Haftbefehl bereits im Dezember ausgestellt worden, nur bot sich für die Staatssicherheit noch nicht der passende Moment, um ihn

auch zu vollstrecken. Dieser kam für die Stasi schließlich am 25. Januar 1988, als sie im Rahmen der „Aktion Störenfried“ verhaftet wurde. Zu einem „Störenfried“ für die Stasi entwickelte sich Freya Klier zunehmend seit dem Anfang der 1980er Jahre, als sie Mitglied im Friedenskreis Pankow wurde und sich in der DDR-Friedensbewegung aktiv einbrachte. Dies führte schließlich 1985 zu einem Berufsverbot als Regisseurin. Sie hat ihre künstlerische Arbeit ihren inneren Überzeugungen geopfert, als es unmöglich wurde, beides vereinen zu können. Ich fühle so mit Ihnen, Frau Klier, und verstehe, welches Opfer Sie dadurch erbracht haben. Wenn man mir meinen Beruf, meine Kreativität, meinen Lebensinhalt nehmen würde, würde ich ebenfalls einen inneren Tod sterben.

Freya Kliers Theaterarbeit der letzten Jahre hat stets auch mit Volkspolizei und Staatssicherheit zu tun. Wie auf einer Verbrecherjagd. Ihre eigenen Spuren führen auch zurück in das Gefängnis. „Ich möchte raus aus diesem Land.“ Dafür gab es für die angehende Schauspielstudentin 16 Monate Haft, ihr Bruder kam nicht so glimpflich davon: wegen „schwerster Staatsverleumdung“ vier Jahre Zuchthaus. Ihr Vater musste zuvor für ein Jahr ins Gefängnis, er hatte sich „an der Staatsmacht“ vergriffen.

Ich möchte an dieser Stelle aus Freya Kliers 1988 erschienenem Buch „Abreiß-Kalender – Ein deutsch-deutsches Tagebuch“ über den Theaterbetrieb in der ehemaligen DDR zitieren: „Aber hier geht es ja nicht um ‚normales Theater‘. Hier handelt es sich um ‚Theater als Lockspitzelanstalt‘, denn die Staatssicherheitsleute haben im Bühnenhaus ein ‚Kabuff‘. Sein Fenster geht in den Zuschauerraum. Während das Licht ausgeht, beherrscht mich die Vorstellung, wie die Stasi jetzt ihre Kamera auf die Zuschauer richtet. Wie sie jede Regung, jedes Lachen im Film



Bürgermeister Uwe Becker, Preisträgerin Freya Klier, Stiftungsvorsitzende Erika Steinbach MdB und Laudatorin Düzen Tekkal (v.l.n.r.).

festhält, jede Reaktion auf eine politische Spitze. Wie sie in den nächsten Wochen zeitlupenhaft einzelne Gesichter rausholen und Identitäten feststellen wird. Jeder der hier ahnungslos im Zuschauerraum sitzt und meint, nichts Anderes zu tun, als eben Theater zu sehen, liefert ihnen genau jetzt ein Stück seines Psychogramms.“

Als Künstlerin war Freya Klier keine Staatskünstlerin, sondern eine echte Künstlerin, d.h. dass sie regelmäßig Grenzen überschreiten musste. Dass eine solche Arbeit mit Repressalien verbunden war, gerade in einem Unrechtsstaat wie der DDR, in dem systematisch versucht wurde, die Menschen klein zu halten, ist offensichtlich. Denn die Kunst hat die Kraft, Menschen und ihre Gedanken groß und unkontrollierbar zu machen: Kunst existiert aber nicht, wenn sie keine Grenzen überschreiten darf. Dann ist Kunst tot, wie bei der Staatskunst in der DDR. Einen besonde-

ren Moment, gerade als Kulturschaffende, durften Sie, liebe Freya Klier, bei der Einheitsfeier am 3. Oktober 2016 in ihrer Heimatstadt Dresden, in der dortigen Semperoper erleben: Ministerpräsident Tillich ertete einen langen Beifall für seinen Satz „Beschämt erleben wir, dass Worte die Lunte legen können für Hass und Gewalt.“

Und ich darf Sie, Frau Klier, dann weiter zitieren: „Und Bundestagspräsident Lammert hielt eine Rede von solch historischer Tiefe, wie wohl nur er das kann. Immer wieder brandete Beifall unter den tausend Gästen auf, die ja aus verschiedenen politischen Richtungen kamen, aus Ost und West. Spürbar länger und leidenschaftlicher wurde das Klatschen, und plötzlich entstand in der Semperoper eine Atmosphäre von Widerstand, wie ich sie aus unserem DDR-Theater erinnere, wenn es uns gelungen war, Momente von DDR-Kritik auf die Bühne zu bringen ... Es



Musikalisch auf höchstem Niveau: Die Begleitung der Veranstaltung durch die Musiker um Prof. Vladislav Brunner.

war ein Glücksmoment der deutschen Einheit in der Semperoper.“ Ich musste schmunzeln, als ich diese Worte von Freya Klier las, denn ich musste daran denken, dass es an diesem Tag keinen „Stasi-Kabuff“ mehr gab, aus dem heraus die emotionalen und höchst privaten Reaktionen der Zuschauer aufgenommen wurden.

Was Freya Klier damals nicht wusste, als sie verhaftet wurde, war, dass ihr Anwalt Wolfgang Schnur als IM bei der Staatssicherheit arbeitete und sie gegen ihren damaligen Mann, den Liedermacher Stephan Krawczyk und andere Bürgerrechtler ausspielte, um so die nicht freiwillige Ausreise von Freya Klier zu organisieren.

Sie, liebe Freya Klier, wurden verraten. Verrat ist eines der großen Themen, wenn man die Geschichte der DDR betrachtet. Ein langsamer, schleichender Verrat. Wenn aus Nachbarn Spit-

zel werden, aus Freunden Feinde und aus Verwandten Verräter. Diese völlige Manipulation, wenn man nicht mehr weiß, was wahr und falsch, was Einbildung und Realität ist. Am 2. Februar 1988, gleich nachdem Freya Klier erfahren hat, dass sie verraten und manipuliert worden ist, hat sie in der BRD einen Antrag auf Wiedereinreise gestellt. Was für eine mutige Frau. Freya Klier hätte sich sagen können, nun gut, jetzt bin ich im Westen, bin in Sicherheit und betrachte von nun an die Geschehnisse in der DDR von außen. Aber das hat Freya Klier nicht gemacht. Sie wollte zurück in die DDR, denn ihr Kampf und das Ziel der Bürgerrechtsbewegung waren zu diesem Zeitpunkt nicht erreicht, zumal die Stasi der Bürgerrechtsbewegung im Winter 1987/88 stark zusetzte.

Sie, liebe Freya Klier, wurden von Ihrem Anwalt also verraten. Er war ein Advokat des Bösen. Wir,

Jesiden, wurden am 3. August 2014 in der Stadt Shingal im Nordirak auch verraten. Verraten von unseren muslimischen Nachbarn und der Terror-Miliz IS zum Fraß vorgeworfen. Ganze Familien wurden aus dem Schlaf gerissen und hingerichtet, innerhalb weniger Minuten wurden aus Kindern Vollwaisen. Die IS-Milizionäre hatten Schwerter dabei, haben Väter enthauptet, Frauen und Kinder verschleppt. In dieser Nacht starben Menschen aus reiner Angst. Als ich wenige Tage später als Journalistin in den Irak reiste und quasi über Nacht zur Kriegsberichterstatlerin wurde, konnte ich die Angst der Menschen noch riechen. Was die Gesichter der Überlebenden dieses Völkermords über den Zustand ihrer Herzen ausgesagt haben, kann ich nicht in Worte fassen. Es waren Zustände brachialster, unmenschlichster Gewalt.

Ich muss an dieser Stelle aber auch aus Freya Kliers Buch „Verschleppt ans Ende der Welt“ über das Leid deutscher Frauen in Stalins Arbeitslagern zitieren: „Über die Bevölkerung Ostdeutschlands brach das Inferno herein. Rauch, Rausch und Rache. An Scheunentoren wurden nackte Frauen genagelt, in die Vagina wurden ihnen Besenstiele gestoßen, nachdem ihre Kleinkinder umgebracht wurden. Eine Gewaltorgie ohnegleichen.“

Anderer Ort. Andere Zeit. Gleiches Muster. Das menschliche Laster des Verrats bildet so eine weitere Parallele zwischen uns.

Liebe Freya Klier, Sie werden heute unter anderem mit dem Franz-Werfel-Menschenrechtspreis ausgezeichnet für Ihr großes Engagement bei der Aufarbeitung des DDR-Unrechts. Sie haben dies als Schriftstellerin getan und mit Büchern wie den bereits zitierten Abreiß-Kalender, oder mit „Lüg Vaterland. Erziehung in der DDR.“ oder mit „Die DDR-Deutschen und die Fremden“ tiefe

Einblicke in das krude System der DDR gegeben. Zudem haben Sie als Zeitzeugin in unzähligen Veranstaltungen über den Unrechtsstaat der DDR, über „Diktatur und Demokratie“, aber auch gerade über ihr persönliches Schicksal berichtet.

Besonders wichtig ist Ihnen dabei Ihr ehrenamtliches Engagement in Schulen, wenn Sie junge Menschen über diese beiden getrennten Teile Deutschlands aufklären, was für die meisten heutzutage gar nicht mehr greifbar ist. Sie haben über die Jahre tausende von Schülern erreicht und machen so die Schrecken der DDR erlebbar. Auch hier finde ich wieder Parallelen zwischen uns, denn ich leiste ebenfalls Aufklärungsarbeit in Schulen mit meinem Dokumentarfilm „Hawar – Meine Reise in den Genozid“ über den Völkermord an den Jesiden. Das Hauptziel meines Films ist eigentlich zu verdeutlichen: Wehret den Anfängen!

Ich sage den jungen Menschen immer, dass jeder Völkermord mit Feindbildern in den Köpfen beginnt und, dass wir die Werte des Grundgesetzes in dieser globalisierten Welt eben auch in den Bergen von Shingal verteidigen.

Verehrte Freya Klier, Sie setzen sich aber auch vehement dafür ein, dass die Geschichte der DDR nicht verniedlicht und verharmlost wird durch eine vermehrt einsetzende nostalgische Betrachtung des Alltags in der DDR. Sie machen deutlich, dass man die DDR immer nur über das Merkmal des Unrechtsstaates wahrnehmen kann und begründen dies sehr anschaulich in einem Interview mit der taz: „... der Alltag in der DDR war furchtbar ... was aber nicht bedeutet, dass es keine Leute gab, die in dieser Zeit verliebt waren und gute Erinnerungen daran haben. Aber der Alltag der Menschen ist in den fünfziger Jahren ein völlig anderer als in den Achtzigern. Da war es Verschlossenheit. Am Anfang

Aufbruch, dann Brutalität. Dann kommt das steinerne Jahrzehnt. Man muss sich mal die Fotos ansehen. Der Alltag war, die Menschen klein zu machen. Alle, die jetzt sagen, man müsse über den Alltag forschen, (...), machen genau das nicht. Die beschönigen den Alltag, ohne ihn zu kennen.“

Umso wichtiger ist es, dass wir uns wieder ein historisches Geschichtsbewusstsein erarbeiten. Freya Klier kämpft unermüdlich „Gegen das Vergessen“, damit sich Geschichte nicht wiederholt. Freya Klier ist auch unbequem und beschäftigt sich keineswegs nur mit der Vergangenheit, sondern setzt sich intensiv mit aktuellen gesellschaftlichen Entwicklungen auseinander.

Sie stellt sich Pegida in ihrer Heimatstadt Dresden und den diversen „-gida-Ablegern“ in Sachsen, Ostdeutschland und auch im Rest der Republik. Freya Klier hält es für eine furchtbare Anmaßung, dass bei den Demonstrationen der Ruf der friedlichen Revolution von 1989 „Wir sind das Volk“ benutzt wird.

Sie hat sich aber nicht mit einer Zustandsbeschreibung zufriedengegeben, sondern ist in die Analyse übergegangen: Sie hält nicht aufgearbeitete Vorurteile für eine Wurzel der Pegida-Demonstrationen. Viele Teilnehmer seien in der komplett abgeschlossenen DDR stehengeblieben, sagte sie in einem Interview der „Leipziger Volkszeitung“. Dort sei Anpassung verlangt worden. Alle, die nicht der Norm entsprochen hätten, hätten Probleme bekommen. All diese Versäumnisse seien nicht aufgearbeitet worden. „Diese Ressentiments sehe ich heute bei der Pegida wieder“, sagte Klier. In einer vielbeachteten Rede anlässlich des Sächsischen Bürgerpreises 2016 geht Freya Klier den spannenden Fragen nach: „Was ist das Fremde? Ist es das Störende, gar das Verstörende? Warum löst das Wort

etwas in uns aus, das uns ängstigt?“ Und Klier führt dann aus: „Als fremd und verunsichernd galt fast alles, was nicht der optischen Norm entsprach. Das betraf neben Behinderten auch jene winzige Minderheit von Ausländern, die sich ab 1980 in der abgeschotteten DDR aufhalten durften – die ‚vietnamesischen Vertragsarbeiter‘, die – und das ergänze nun ich – um sie gleich zu entmenschlichen, abfällig nur ‚Fidschis‘ genannt wurden. Auf die fremdenfeindlichen Übergriffe in den 1990er Jahren in Rostock-Lichtenhagen und Hoyerswerda möchte ich gar nicht weiter eingehen. Es ist schon schlimm genug, dass wir ein Vierteljahrhundert später immer noch – oder wieder – solche Bilder ertragen müssen.“ Freya Klier schrieb bereits 1990 in ihrem Essay „Die DDR-Deutschen und die Fremden“ Folgendes: „Das ganze Ausmaß von Rechtsradikalismus, Fremdenfeindlichkeit und Nationalismus wird erst jetzt sichtbar. Wir kriegen das überhaupt nur dann zu fassen, wenn wir uns tief zu seinen Wurzeln hinuntergraben, wenn wir unsere eigene verkrustete Geschichte tabulos aufbrechen...“ Das ist jetzt 26 Jahre her.

Meine Damen und Herren, wir haben noch viel zu tun. Dieser Herausforderung stelle ich mich auch in meiner Arbeit, bei der das Thema Integration zu meinem Lebensthema geworden ist. Hier gehe ich auch der Frage nach, ob der zunehmende Rechtsdrift von immer mehr Deutschen die Situation der noch nicht gelungenen Integration von Flüchtlingen verschärft.

Wir erleben seit einiger Zeit eine gewaltige Renaissance des Rechtspopulismus, der von der Struktur bzw. der Ideologie eigentlich das Gleiche ist wie der Islamismus. Ich bezeichne beide immer als die bösen Zwillinge. Beide verkörpern in sich eine bestimmte Form des Faschismus. Die Rechtspopulisten, vor allem aus den neuen Bundesländern, sind für mich genauso wenig in-

tegiert wie die Islamisten, die die Frauenrechte in Frage stellen. Alle ihre Anhänger wollen herrschen, und das ist das Gefährliche dieser Ideologien. Unsere Werte werden sowohl von den Hasspredigern der Islamisten wie auch von den Hasspredigern der Rechten in Frage gestellt. Ja, wir haben in diesem Land eine geschützte Meinungsfreiheit. Wir haben hier aber keine Faktenfreiheit. Die gewaltbereiten Rechten auf der einen Seite und die gewaltbereiten Islamisten auf der anderen Seite arbeiten Hand in Hand und schaukeln sich gegenseitig hoch. Wie gesagt: Das sind die bösen Zwillinge. Sie bedingen einander.

Was wir Bürger alle gemeinsam haben – sei es in Ost oder West: Das Hinsehen und Wegschauen. Die, die weggeschaut haben, schauen bis heute weg. Die, die hingesehen haben und hinsehen, tragen hierfür zwar die Konsequen-

zen, sie leben aber auch bewusster. Unsere heutige Preisträgerin hat sich für das Leben entschieden. Oder um es mit Erich Kästner zu sagen: „Wird's besser? Wird's schlimmer? fragt man alljährlich. Seien wir ehrlich: Leben ist immer lebensgefährlich.“

Verehrte Frau Klier, Sie erhalten heute den Stiftungspreis insbesondere auch für ihre dokumentarisch angelegten Filme und Publikationen zum Schicksal ziviler deutscher Frauen und junger Mädchen am Ende des Zweiten Weltkrieges in Ostdeutschland und Südosteuropa. Für ihren bereits 1993 produzierten Film „Verschleppt ans Ende der Welt“ begab sich Freya Klier mit drei damals verschleppten Frauen auf Spurensuche nach und in Sibirien. Im gleichnamigen, 1996 erschienenen Buch ließ sie weitere Zeitzeuginnen zu Wort kommen und ergreifend von ihrem jahrelangen Leidensweg erzählen.



Die Paulskirche ist ein nationales Denkmal und die Veranstaltungen, die in ihr stattfinden, erfahren besondere öffentliche Aufmerksamkeit.

Film und Buch beschreiben nicht nur historisch fundiert die Situation zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie machen auch deutlich, wie das Schicksal hunderttausender Frauen im Westen dem „Lagergefecht der Generationen“ zum Opfer fiel und wie es in der ehemaligen DDR als „Verleumdung der Sowjetunion“ tabuisiert wurde. Verschleppt, vergewaltigt, gedemütigt und schließlich als Zwangsarbeiterinnen missbraucht, mussten diese Frauen über Jahre unter unmenschlichen Bedingungen als „lebende Reparationen“ ihr Dasein fristen.

Freya Klier hat das persönliche Schicksal der Betroffenen, ihre tägliche Arbeit im Sägewerk, im Kohleabbau, in der Ziegelei und im Wald, begleitet von Hunger, Krankheiten, Entkräftung, Tod, im Winter bei eisiger Kälte und im Sommer bei sengender Hitze aufgearbeitet.

Freya Klier war einmal mehr die Unbequeme, hat einmal mehr genauer hingesehen auf ein Thema, das für viele schon durch den Staub der Geschichte verschwunden war und hat so einen wichtigen Beitrag geleistet, dass dieser Teil unserer Geschichte öffentlich besprochen wurde, um den betroffenen Frauen wieder einen Platz in unserer Gesellschaft geben zu können. Freya Klier hat ihnen einen Teil ihrer verlorenen Würde wieder verliehen. Hierfür möchte ich Ihnen meinen größten Dank aussprechen.

Freya Klier hat mit dieser Arbeit aber auch ein weiteres Thema enttabuisiert: Die Vergewaltigung von Frauen als Kriegsmittel. Dieses grausame Vorgehen gibt es, seitdem es Kriege gibt und wurde von zu vielen Kriegsparteien angewendet. So wurden auch deutsche Frauen in Kriegsgefangenschaft systematisch vergewaltigt. Sie tauchten in der Nachkriegspolitik aber nicht auf, waren gar ein Tabuthema. An dieser Stelle möchte – oder eher muss ich – die letzte



Gespannte Erwartung in der ersten Reihe.

Parallele für heute ziehen und nehme Sie, wer te Zuhörer, noch einmal mit nach Shingal zu jedem 3. August 2014: Wie schon geschildert, überfielen in dieser Nacht die Schergen des IS diesen beschaulichen, ländlichen Ort und verwandelten ihn innerhalb von Minuten zur Hölle auf Erden: Junge Frauen wurden sofort auf Pickups verladen und mitgenommen. Diese Frauen wurden vergewaltigt und anschließend für Cent-Beträge auf Sklavenmärkten verkauft.

Diese Gewaltexzesse jener Nacht, die sich seitdem täglich wiederholen, sind für uns eigentlich völlig unvorstellbar, selbst wenn wir sie durch Erzählungen plastisch geschildert bekommen. Die Menschen wurden nicht nur enthauptet, sondern es ging dabei auch um Kannibalismus, Kinder wurden im Beisein ihrer Eltern zerfleischt oder den kleinen Babys wurde das Genick gebrochen. Das waren Zustände brachialster Ge-

walt. Es war die absolute Entmenschlichung von Menschen. Die Vergewaltigung unserer Frauen und Kinder ist als Kriegsmittel durch den IS eingesetzt worden, um unsere kleine Religionsgemeinschaft auszulöschen. Als ich mit Frauen gesprochen habe, die aus den Fängen des IS fliehen konnten, war das Schlimmste für mich, dass ich in ihren Augen kein Leben mehr sehen konnte, ihre Herzen waren leer. Sehr bemerkenswert war auch, dass sie es immer schlimmer fanden, was mit den anderen geschah, nicht was mit ihnen selbst passierte. In dem Moment, in dem andere Mädchen abgeholt wurden, war dies für die zurückgebliebenen Frauen der Moment, in dem sie fast wahnsinnig wurden.

Ich erinnere mich an eine 9-Jährige, deren jüngere Schwester abgeholt wurde und die die IS-Terroristen anflehte: „Nehmt mich, nicht sie!“ Ich erinnere mich auch an eine 10-Jährige, die befreit worden ist und die nach ihrer Rückholung gefragt wurde, ob sie vergewaltigt worden sei. Sie hat mit „nein“ geantwortet und gesagt, dass sie nur neben einem Mann geschlafen hätte. Aber dieses Mädchen war schwanger. Und ich erinnere mich an eine Zeitzeugenaussage aus Freya Kliers bewegenden Buch „Verschleppt bis ans andere Ende der Welt“:

„Eva-Maria S. erinnert sich noch gut daran, wie sie ihren Vater anflehte, sie zu erschießen. Lieber wollte das junge Mädchen aus dem ostbrandenburgischen Dorf Grochow sterben als diese Gräueltat noch einmal am eigenen Leib zu erleben. Wir hatten unser Gesicht mit Ruß und Kuhmist beschmiert und dunkle Kleider angezogen, um nicht begehrenswert zu wirken. Aber es nutzte nichts. Die russischen Soldaten tranken und winkten uns heran ...“

Anderer Zeit. Anderer Ort. Aber immer das gleiche Muster. Und noch einen Unterschied gibt

es: Aktuell sind immer noch mehr als 3.300 jesisidische Frauen in IS-Gefangenschaft. Wie bereits erwähnt heißt mein Dokumentarfilm über den Genozid an den Jesiden „Hawar“. „Hawar“ ist kurdisch und bedeutet „Schrei nach Hilfe“.

Bei unserem Treffen vor einigen Wochen hat mir Freya Klier gesagt, dass sie sich wünsche, dass dieser „Schrei nach Hilfe“ am heutigen Tag in der Paulskirche zu Frankfurt gehört wird. Dafür danke ich Dir von Herzen, Freya! Ich möchte diesen Schrei nach Hilfe der Jesiden also artikulieren und fordere, dass der Völkermord an den Jesiden durch eine Resolution des Deutschen Bundestags endlich offiziell anerkannt wird.

An dieser Stelle möchte ich kurz auf den Namensgeber des heutigen Preises eingehen: Während seiner zweiten Nahostreise Anfang 1930 traf Franz Werfel in einem Waisenhaus in Syrien Überlebende des Völkermordes an den Armeniern während des Ersten Weltkrieges.

Diese Begegnung inspirierte ihn zu seinem Roman „Die vierzig Tage des Musa Dagh“, in dem das Schicksal von etwa 5.000 Armeniern geschildert wird, die sich vor der osmanischen Armee auf den Berg Musa Dagh, den Mosesberg, geflüchtet hatten.

In diesen Tagen ist genau dieses Gebiet Schauplatz von heftigen Angriffen der türkischen Luftwaffe, wobei auch immer wieder Jesiden umkommen, weil sie ethnische Kurden sind, die sich weder vom „IS“ noch von den Sicherheitskräften Präsident Erdoğan töten lassen wollen, sondern sich – wie die Armenier damals – tapfer verteidigen. Wir wissen, dass die Mühlen der Politik manchmal langsam mahlen, aber immerhin hat sich der Deutsche Bundestag mit seiner Armenien-Resolution in diesem Jahr, über 80 Jahre nach Franz Werfel, auch mit diesem

Thema beschäftigt. In Bezug auf uns Jesiden und den Völkermord durch den IS wäre es jedoch erstrebenswert, wenn der Bundestag dies spätestens Anfang des nächsten Jahres auf seine Tagesordnung setzen würde. Liebe Frau Steinbach, ich hoffe sehr, Sie bei diesem Thema an meiner Seite zu wissen.

Angesichts der historisch einzigartigen Situation, dass es sich hier um einen fortwährenden Völkermord handelt, fordere ich die Weltgemeinschaft zum entschlossenen Handeln auf – auch wenn es nicht Eure Toten sind. Gerade in diesem Moment werden wieder jesidische Frauen vergewaltigt, als menschliche Schutzschilde im Kampf um Mossul missbraucht oder für ein paar Cents auf Sklavenmärkten verkauft. Alles nur ein paar Flugstunden entfernt. Alles im 21. Jahrhundert.

Heute haben wir uns hier versammelt, um Freya Klier zu ehren. Getreu ihrem Lebensmotto: „Du sollst dich erinnern“ stellt sich Freya Klier selbst immer wieder der Aufgabe, Menschenrechtsverletzungen ans Licht zu bringen und sowohl in ihrer politisch-historischen bzw. wissenschaftlichen als auch in ihrer individuellen Dimension zu betrachten. Ihre Arbeit mit Zeitzeuginnen verewigt nicht nur persönliche Schicksale als Mahnung für die Nachwelt, sondern gibt der Geschichte Gesichter und Namen. Auf diese Art ermöglicht sie ihren Lesern und Zuschauern einen empathischen Zugang zu vergangenen Schrecken, wie etwa Verschleppung, Zwangsarbeit und Lagerhaft, und somit zum besseren Verständnis von Geschichte.

Ich möchte an dieser Stelle aus der offiziellen Begründung der Jury zitieren: „Mit der Entscheidung für Freya Klier macht die Jury des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises auf das Schicksal von Frauen in Kriegssituationen aufmerksam. Auch in der heutigen Zeit wiederholen sich die Muster

der Gewalttaten gegen Frauen und Kinder. Ob im Balkankrieg oder aktuell in den Gebieten unter der Kontrolle des sogenannten IS werden Frauen und Mädchen, meist aus religiösen und ethnischen Minderheiten kommend, aus ideologischen und strategischen Gründen vergewaltigt, gefangen gehalten oder versklavt.“

Freya Klier ist nie den einfachen Weg gegangen und hat Hürden überwunden, an denen die meisten von uns wohl gescheitert und zerbrochen wären. Sie hat sich diesen Weg nicht ausgesucht, aber sie ist ihn gegangen – bis zum Ende – hat sich dabei aber wichtige Eigenschaften nie nehmen lassen: Ihren Optimismus, ihre Leichtigkeit, ihre Unbeschwertheit und die Liebe zu ihren Nächsten.

Das nennt man Resilienz. Bei Freya Klier geht es um alles, nur nie um sie selbst. Ich würde gerne noch von meinem ersten Treffen, welches ich mit Freya Klier haben durfte, erzählen: Ich stellte ihr die Frage, an was sich die Menschen erinnern sollten, wenn sie an Freya Klier denken. Sie antwortete: An mich? Ach, ich bin doch nicht wichtig. Lass uns doch lieber über deine Arbeit und die schreckliche Situation der Jesiden sprechen. Also schilderte ich ihr meine Erlebnisse im Irak, wie ich es heute bei Ihnen getan habe. Es wurde ein sehr emotionales Treffen: wir weinten, wir lachten und ich wusste, dass ich einen Herzensmenschen getroffen habe.

Freya Klier ist frei von Selbstmitleid. Sie ist nicht vereinnahmbar. Sie kämpft für andere. Sie weint mit anderen. Sie weiß, dass Freiheit kein selbstverständliches Gut ist. Sie musste hierfür immer wieder kämpfen, wie ihre beeindruckende Vita zeigt. Freya Klier hat folgendes Zitat von Mahatma Gandhi mit Leben erfüllt: „Sei Du selbst die Veränderung, die Du Dir wünschst für diese Welt.“ Wenn der Sinn des Lebens ist, Spuren im Leben

anderer zu hinterlassen, dann ist dies Freya Klier gelungen. Auch wenn sie dies, in der ihr gegebenen Bescheidenheit, sicherlich wieder abweisen wird. Liebe Freya, ich feiere Dich. Freiheit, ja klar! Schließlich möchte ich mit einer phonetischen Annäherung an Freya Klier enden: Freya klingt nach „Freiheit und ja“!

Und Klier hört sich nach „klar“ an. Zusammen macht das für Freya Klier: „Freiheit, ja klar!“

Meine Damen und Herren, bitte begrüßen Sie die diesjährige Gewinnerin des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises bei mir auf der Bühne. Herzlichen Dank.



Bürgermeister Uwe Becker, Preisträgerin Freya Klier mit der Urkunde des Franz-Werfel-Menschenrechtspreises, Stiftungsvorsitzende Erika Steinbach MdB und Laudatorin Düzen Tekkal.



Wie kann die Benennung eines Verbrechens – historisch richtig eingeordnet – ein anderes, unfassbares Verbrechen verkleinern? Entstehen nicht Schief lagen dadurch, dass jeder an historischen Prozessen einfach weglässt, was ihm nicht reinpasst? Und wie will man dem Leid von Menschen gerecht werden, wenn es gegen anderes aufgerechnet wird?

Freya Klier

Preisträgerin

Freya Klier wurde am 4. Februar 1950 in Dresden geboren. Aufgrund der Inhaftierung ihres Vaters verbrachte sie ihr drittes Lebensjahr in einem Kinderheim. 1968 machte Klier ihr Abitur. Im gleichen Jahr unternahm sie einen Fluchtversuch aus der DDR über die Ostsee nach Schweden und wurde anschließend inhaftiert, zu 16 Monaten Gefängnis verurteilt und vorzeitig entlassen. Von 1970-1975 studierte sie Schauspiel in Leipzig und Dresden, von 1978 bis 1982 Regie in Berlin. Seit Anfang der 1980er Jahre engagierte sich Klier in der DDR-Friedensbewegung. Zusammen mit dem damaligen Ehemann Stephan Krawczyk kritisierte sie den gesellschaftlichen Zustand der DDR und forderte Reformen ein. Sie unterlag einem Berufsverbot, wurde erneut verhaftet und 1988 ausgebürgert.

Nach der Vereinigung engagierte sich Klier für die Aufarbeitung des DDR-Unrechts, drehte dokumentarische Filme zum Schicksal ziviler deutscher Frauen und junger Mädchen am Ende des Zweiten Weltkrieges in Ostdeutschland und Südosteuropa und publizierte zu diesen Themen. Getreu ihrem Lebensmotto „Du sollst dich erinnern“ stellt sich Freya Klier selbst immer wieder der Aufgabe, Menschenrechtsverletzungen ans Licht zu bringen und sowohl in ihrer politisch-historischen bzw. wissenschaftlichen als auch in ihrer individuellen Dimension zu betrachten. Freya Klier lebt in Berlin.

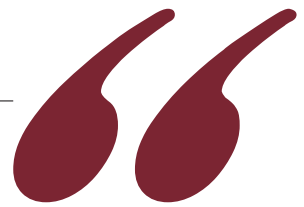


Preisverleihung 2016 | Freya Klier

Dankesrede der Preisträgerin

in der Frankfurter Paulskirche am 6. November 2016





Liebe Gäste,
liebe Frau Steinbach,
verehrte Mitglieder der Jury –
und vor allem: liebe Düzen Tekkal,
ich bedanke mich sehr für diese Auszeichnung!
Ich bin geradezu hoch erfreut! Und ich empfinde es als Glück, dass nun eine junge, jesidische Journalistin und Menschenrechtsaktivistin die Laudatio übernommen hat. Zum einen durfte ich dadurch Sie, liebe Frau Tekkal, und Ihr großes Engagement ein wenig kennenlernen. Ihre Kraft und Ihren Mut, mit dem Sie in den Irak aufgebrochen sind, um den Völkermord an Ihrer Religionsgemeinschaft, den Jesiden, zu dokumentieren, bewundere ich sehr.

Wir Bewohner des vergleichsweise gemütlchen Europas verfolgen entsetzt aus der Ferne die Versklavung von Menschen und das kaltblütige, massenhafte Morden durch eine apokalyptische Sekte namens IS. Wir gruseln uns und wir hoffen inbrünstig, dass der Terror einfach draußen bleibt aus Europa.

Sie, liebe Düzen Tekkal, sagten: „Ich konnte gar nicht anders, ich musste hin!“ Sie haben das unvorstellbare Leid und die Flucht der Jesiden in die kahle Bergwelt in Ihrem Film festgehalten. Auch mit Ihrem Buch und in den Begegnungen vor allem in Schulen spannen Sie einen historischen Bogen – von einer weit zurückreichenden Verfolgung der Jesiden bis zum heutigen Tag, an dem uns eine mehrtausendjährige Geschichte brutaler Gewalt erneut auf die Füße fällt. Es ist gut, nicht nur von Älteren zu lernen, sondern auch von Jüngeren. Und Franz Werfel, säße er unter uns, hätte an der Laudatorin seine helle Freude.

Ich bin in einem geschlossenen Land aufgewachsen. Und als Mitte der 1970er Jahre in der DDR Franz Werfels „Die vierzig Tage des



Freya Klier am Rednerpult in der Paulskirche.

„Musa Dagh“ erschien, passierte das betont unauffällig. Es gab keinerlei Rezensionen – und doch wurde der „Musa Dagh“ innerhalb von Wochen ein heißer Tipp. Allein im Jahr seines Erscheinens gab es sechs Auflagen.

Noch heute grübele ich, was den Ausschlag gegeben haben mochte, das Buch eines Juden, der noch dazu längst nicht mehr vom Sozialismus schwärmte, in unser Land der Literaturzensur hereinzulassen.

Wir lasen den „Musa Dagh“ im vertrauten Freundeskreis und debattierten dann darüber. Es war eine Geschichte von biblischer Wucht. Und einig waren wir junge Leute uns in unserem Zorn darüber, dass wir so wenig von der Welt draußen wissen durften. Denn da kam etwas in unsere abgeschottete Welt, von dem wir bisher nicht die geringste Ahnung hatten. Tür-



Aus der Sicht der Preisträgerin Freya Klier: das beeindruckende Bild auf die Gäste der Preisverleihung.

ken gab es ohnehin keine in der DDR. Doch selbst über die Armenier - die doch immerhin ein Teil der ruhmreichen Sowjetunion waren – wussten wir nichts. In der Bildsprache der Sowjets herrschte ein Stereotyp: Wer da in unseren Schulbüchern und auf propagandistischen Plakaten mit riesigen Mähdreschern in die Zukunft des Sozialismus-Kommunismus fuhr, das waren meist große, blonde Menschen.

Ergänzt wurden sie durch eine Person mit asiatischen Zügen – wobei nicht auszumachen war, ob die aus Kirgisien oder Usbekistan stammte, aus Armenien, Aserbaidschan oder Kasachstan. Neugierig lasen wir uns also in eine ferne Welt hinein, die wir mit Sicherheit nie kennenlernen würden. So dachten wir damals. In den Atlas konnte man schauen, wo das Taurus-Gebirge lag. Doch Stambul? War das nicht eine Zigarettenmarke in der DDR? Und Aleppo, die von Franz

Werfels Hauptfigur so gepriesene, reiche Handelsstadt – das alles war eine Welt weit hinter unserem Horizont. Der Orient eben. Und auch Orient war lediglich eine Zigaretten-Marke in der DDR.

Franz Werfels Buch hat uns tief berührt. Dieser barbarische Umgang mit Zivilisten. Das rücksichtslose Vertreiben und Morden an Frauen und Kindern ... So viele alte Menschen, die kaum mehr laufen konnten und irgendwo im Straßengraben verreckten ... Der dünne Firnis der Zivilisation, aus der jederzeit Grausamkeit und Willkür herausbrechen konnten, das hatten wir schon als Schüler verspürt, bei den berührenden Erzählungen über die Konzentrationslager der Nazis, die überlebende Kommunisten in unsere Klassenzimmer trugen. Wir lernten, dass es Nazis noch immer gibt, doch dass sie alle jetzt im Westen leben, in der BRD. Was für ein Glück für uns, dachten wir als Schüler.

Zurück zum „Musa Dagh“. Ein Mädchen aus unserem Lesekreis erzählte, sie habe ihrer Mutter das Buch von Franz Werfel zur Lektüre empfohlen. Die Mutter aber habe erschrocken abgewehrt mit dem Satz „Nein, das kann ich nicht lesen, das habe ich ja alles selbst erlebt ...“ Selbst erlebt? Wann denn und wo denn? Stammte sie etwa aus der Gegend des Musa Dagh? Genaueres wollte die Mutter aber nicht erzählen. Es blieb bei furchtbaren Andeutungen, über die wir nun grübelten. Doch es fiel der Name „Schlesien“ – ein Wort, das keinesfalls in der Schule erwähnt werden durfte, weil es ein Wort der Revanchisten in der BRD war. So etwas bleibt hängen im Kopf. Und weil die vertriebenen Eltern in der DDR sehr darauf achteten, ihre in einer Lügenwelt aufwachsenden Kinder nicht mit der dramatischen Familiengeschichte zu irritieren, blieb das eine weggeschlossene Geschichte. Was aber war unsere Geschichte – aufgefädelt Andeutungen, die wir nicht verstanden?

Ein paar Jahre später – ich arbeitete inzwischen als Schauspielerin am Theater in Senftenberg – probten wir eines dieser sowjetischen Propaganda-Stücke, die uns schon deshalb anödeten, weil sie das Gegenteil der großartigen russischen Literatur waren, der Stücke von Tschechow oder Gogol. Vermutlich nahte wieder ein Jahrestag der deutsch-sowjetischen Freundschaft.

In einer Probenpause fing eine Schauspiel-Kollegin plötzlich zu weinen an. „Ich halte diese Lügen nicht aus“, sagte sie leise. „Die Russen haben meine Mutter nach Sibirien verschleppt!“ Es herrschte Stille am Tisch. Hatte ich Ähnliches nicht schon einmal gehört – mit ähnlichen Andeutungen?

Wir wollten es nun genauer wissen und fragten vorsichtig nach; doch auch hier kamen nur Satzketten von Vergewaltigungen vieler Frauen und

Mädchen im Heimatdorf der Mutter. Und dass sie in den sibirischen Lagern schwere Männerarbeit verrichten mussten. Immerhin so viel hatte unsere Schauspiel-Kollegin im Laufe von Jahren heraus bekommen: Ihre Mutter war 17 Jahre alt, als fast alle Frauen und Mädchen ihres Dorfes aus dem Wartheland nach Schwiebus laufen mussten und dort in Züge verladen und in ein Lager bei Archangelsk deportiert worden waren. Zurück blieben nach ihren Müttern schreiende Kinder. Wie viele Frauen denn dort in dem Lager waren, wollten wir wissen „Viele!“ hat meine Mutter nur immer gesagt – „Viele! Das ganze Lager war voll, sie kamen von überall her – und viele sind auch dort gestorben ...“

Heute wissen wir: 1945, am Ende des Zweiten Weltkrieges, deportierte der sowjetische Geheimdienst NKWD im Schatten der vorrückenden Roten Armee Hunderttausende deutscher Zivilisten aus Südosteuropa und Ostdeutschland in die Sowjetunion. Es waren überwiegend Frauen. Sie mussten die deutsche Kriegsschuld abarbeiten – im Wald, beim Straßenbau, auf der Kolchose, im Schacht. Mehr als ein Drittel von ihnen kehrte nicht zurück, starb an Schwäche, Seuchen und Unterernährung. Die Überlebenden hielt man gefangen, so lange sie arbeitsfähig waren; dann wurden sie, meist von Krankheiten gezeichnet und bis auf die Knochen abgemagert, nach Deutschland entlassen.

Die Mutter unserer Schauspiel-Kollegin musste Bäume fällen, später kam sie in einen Kohle-Schacht im Donezk-Becken. Als sie nur noch 35 Kilogramm wog und nicht mehr arbeitsfähig war, durfte sie einen Güterzug Richtung Deutschland besteigen. Es war gefährlich in der DDR, über solche Erlebnisse außerhalb der eigenen vier Wände zu sprechen. Und wusste unsere Kollegin denn, ob unter uns nicht ein Spitzel war und sie wegen Staatsverleumdung und Verunglimpfung der So-

wjetunion angezeigt wurde? Recherchieren konnte man dunkle Geschichtsthemen in der DDR überhaupt nicht. Umso mehr wollte ich nun das Ausmaß dieser Verschleppungen von Zivilisten wissen, als in den 1980er Jahren Eva-Maria, eine ältere Frau aus unserem Friedenskreis, mir gegenüber andeutete, was ihr widerfahren war: Für fünf Jahre war die 16-Jährige aus einem Dorf in Ostbrandenburg nach Sibirien verschleppt worden. Vor dem Abtransport aber wurde sie auf eine Kommandantur geschleppt und dort zum sexuellen Freiwild. Auch Eva-Maria brach noch Jahrzehnte später bei ihren Erinnerungen in Tränen aus: Lediglich der Koch der Kommandantur habe sie verschont – und sie auch versteckt, wenn keiner hinschaute ...

Ende 1989 fiel die Mauer. Und als die DDR-Bürger plötzlich frei waren, fragte ich Eva-Maria, ob sie mir ihre ganze Geschichte erzählen möchte. Sie tat es und unsere langen Gespräche verspürte sie als große Erleichterung. Und ich begann die Dimension dieser Deportationen zu erahnen. Auf meinen Lesungen und Vorträgen zu DDR-Themen 1990/91 stieß ich in beiden Teilen Deutschlands auf weitere Frauen, die als lebende Reparationen in russische Lager deportiert worden waren. Nun nahm ich Kontakt nach Moskau auf, um dort zu recherchieren – wozu sonst hatte ich acht Jahre Russisch gelernt?

1992 brach ich nach Moskau auf. Und das liest sich jetzt so, als hätte man per Anmeldung in einem Archiv sitzen dürfen – so, wie wir das aus der westlichen Welt kennen. Es handelte sich schließlich durchgehend um KGB-Archive, auch wenn die Namen etwas anders klangen. Ich war nicht die einzige Ausländerin vor Ort – ein bis zwei Dutzend Journalisten und Wissenschaftler aus der westlichen Welt kamen in unserem Hotel zusammen. Wie sind wir nun an unser Wissen herangekommen? Bei einigen mögen

Schmiergelder geflossen sein, über die ich leider nicht verfügte. Mir half etwas Menschenkenntnis: Ich heftete mich an einen Archiv-Mitarbeiter, der selbstverständlich auch beim KGB war, doch sich mir gegenüber erfreut gezeigt hatte, dass Gorbatschow den Staatsstreich im August 1991 überstanden hatte. Außerdem hatte er erwähnt, dass seine Frau Geigenlehrerin war, das ließ mich zusätzlich hoffen.

Abends saßen wir Ausländer im Hotel beisammen und tauschten uns aus über Erfolge und Misserfolge bei unseren Recherchen. Wir waren uns der historischen Chance bewusst. Zum ersten Mal, vermutlich seit der Oktoberrevolution, waren die russischen Archive nicht mehr hermetisch verschlossen. Was niemand von uns ahnte: Schon ein halbes Jahr später war es wieder vorbei mit der Öffnung! Denn die riesigen Mengen an Dokumenten aus dem gesamten Machtbereich der Sowjets waren jetzt als Geldquelle gegenüber wissbegierigen Ausländern entdeckt worden. Am wissbegierigsten waren dabei die Deutschen ... und sie zahlten ordentlich.

Frappierendes war aber bereits bei den Recherchen heraus gekommen: Ein australischer Theologe fand zum Beispiel heraus, was es mit den Priestern der Russisch-Orthodoxen Kirche auf sich hatte: Dass sie unter Stalin weitgehend erschossen worden oder in Gulags umgekommen waren, hatte sich inzwischen herumgesprochen. Das Neue war: Als sich die Gründung der Vereinten Nationen abzeichnete, forderten die West-Alliierten Stalin auf, Religionsfreiheit wieder zuzulassen. So begann der KGB schon 1943, aus seinen Geheimdienst-Reihen junge Männer zu rekrutieren und sie zu Priestern auszubilden.

Das Prinzip leuchtete mir sogleich ein: „Es muss demokratisch aussehen, aber wir müssen alles in der Hand haben!“ Das hatten wir bei Wolfgang

Leonhard gelesen. Und kamen nicht gerade aus der in Berlin eröffneten Gauck-Behörde die ersten Fälle von Kirchenoberen der Evangelischen Kirche ans Licht, die einem ganz anderen Herrn dienten, als sie vorgaben? Die im Bund mit der Staatssicherheit an die Spitze gekommen waren, mancher wohl auch im Bund mit dem russischen Geheimdienst? An die Recherchen des australischen Theologen denke ich heute noch. Und wenn Kyrill I. und Kreml-Chef Putin vertraut voreinander stehen, dann sehe ich zweimal den russischen Geheimdienst ... in zwei unterschiedlichen Kostümen.

Doch zurück zu den Moskauer Archiven: Ich habe die Verschleppungsakten mehrerer Frauen mit nach Deutschland gebracht. Ich bekam Kopien von streng geheimen Lagerberichten und den Abschlussbericht mit präzisen Zahlen der Verschleppten – auch der aus anderen Ländern. Präzise notiert waren die in den Lagern Verstorbenen, die gescheiterten und gelungenen Fluchtversuche, Krankheiten und Seuchen.

Der Abschluss-Bericht stammte aus dem Jahr 1952: Es war das Jahr, in dem die meisten der weit mehr als 500 sowjetischen Arbeitslager geschlossen wurden und alle Akten nach Moskau befohlen wurden. Es ist mir ein Bedürfnis, an dieser Stelle dem mir unbekanntem Moskauer Archivar zu danken. Danken möchte ich auch jenen Bewohnern West-Sibiriens, die mich bei meiner sich nun anschließenden Recherche-Reise ins Kohlebecken von Stalinsk unterstützten. Ich brauchte vor Ort eine Weile, bis ich mich zurecht fand. Bis ich begriff, dass ich mich in einem riesigen, multikulturellen Verbannungsgebiet befand. Die meisten Menschen hier waren selbst einmal Verbannte gewesen und einfach dort geblieben, vielleicht, weil sie keine Heimat mehr hatten. Viele arbeiteten danach weiter im Schacht, nun als Freie. Doch sind sie menschenwürdiger behan-



Umarmung von Preisträgerin und Laudatorin.

delt worden als in ihrer GULAG-Zeit? Wohl nicht: Noch immer hatten nicht alle in dieser Gegend elektrisches Licht und eine Kanalisation.

Ein neuer Zechendirektor – er hat uns mit Kamera-Team in seinem Schacht drehen lassen – begann nun, für seine Bergleute zu kämpfen. Immer wieder brach er nach Moskau auf und holte sich dort eine Abfuhr nach der anderen. Eines Tages im Jahr 1995, er hatte seine Frau mit nach Moskau genommen, verschwanden beide. Sie tauchten nie wieder auf. Zu dieser Zeit sah es in der auseinanderbrechenden Sowjetunion schon nicht mehr nach einem Schritt in Richtung Demokratie aus ... Und der Geheimdienst gab sich erst gar nicht den Anschein eines solchen: Im Innenministerium von Kemerowo, wo ich mir die Erlaubnis holen musste, mich dort im Gebiet bewegen zu dürfen, prangte im Vestibül noch immer groß und golden der erste so-

zialistische Massenmörder: Feliks Dzierżyński. Im Osten Deutschlands interessierte das Verschleppten-Thema nach dem Mauerfall keine Instanz mehr. Die bisherigen Machthaber waren voll damit beschäftigt, ihre Biografien umzulügen und Gelder beiseite zu schaffen. Im Westen Deutschlands aber gab es eine harte Abwehr gegenüber dem ganzen Thema. Die Deportation von einigen hunderttausend Zivilisten, vor allem Frauen, war ein gesellschaftliches Tabu.

„Emma“, eine Zeitschrift, die Interesse an Frauen-Themen vorgab, widmete ihnen ein Artikelchen von 6x10 cm Umfang. Von Lehrern und Buchhändlern hörte ich: „Das mag alles stimmen, doch das zu benennen, verkleinert Auschwitz!“ Es war frappierend: Wie kann die Benennung eines Verbrechens – historisch richtig eingeordnet – ein anderes, unfassbares Verbrechen verkleinern? Entstehen nicht Schief lagen dadurch, dass jeder an historischen Prozessen einfach weglässt, was ihm nicht reinpasst? Und wie will man dem Leid von Menschen gerecht werden, wenn es gegen anderes aufgerechnet wird? Hilft das den Opfern?

Auschwitz lässt sich nicht verkleinern. Wer über ausreichend Fantasie verfügt, hatte wohl nicht nur einmal vor Augen, wie verzweifelt sich Kinder in ihrem qualvollen Sterben in der Gaskammer an ihre Mütter und Geschwister klammerten. Solche höllischen Bilder kriegt man nicht mehr aus seinem Kopf.

Doch sollten wir Davongekommenen uns auch den lebenden Opfern zuwenden. An dieser Stelle möchte ich Roman Herzog danken: Als Bundespräsident lud er 1998 stellvertretend für die vielen in der westdeutschen Öffentlichkeit weggeschwiegenen Deportierten 16 der betroffenen Frauen ins Schloss Bellevue ein. Das war eine wirkliche Pionierarbeit, die das Thema unvorein-

genommen in die Öffentlichkeit trug. Und den Frauen hat es sehr, sehr gut getan – auch denen, die nur die Bilder davon sahen.

Die meisten waren ja noch immer traumatisiert. Doch die Erinnerung ließ sie einfach nicht los. Als sich abzeichnete, dass ich für einen Dokumentarfilm nach Sibirien fahren würde, wollten plötzlich etliche mit: Dem Grauen noch einmal begegnen, auch wenn es schmerzhaft ist – in der Hoffnung, danach von den Alpträumen befreit zu sein. Mit drei Frauen und einem Film-Team brach ich schließlich auf – mit Eva-Maria, Käthe und Gertrud. Ihnen wurde in Sibirien Enormes abverlangt – sowohl physisch als auch psychisch. Sie waren ja nicht mehr die Jüngsten. Ihre furchtbaren Erlebnisse kamen ihnen wieder hoch – wir ließen uns viel Zeit für Gespräche und auch für Tränen.

Die Totenlisten mussten durchgesehen werden, die uns ein Fliegeroberst heimlich aus einem Moskauer Archiv besorgt hatte: Einige hundert Frauen lagen in einem Massengrab, auf dem die Sowjets bewusst eine Datschensiedlung errichtet hatten. Andere lagen in einem der Sümpfe, irgendwo neben japanischen Kriegsgefangenen oder den dreihundert polnischen Frauen und Mädchen, die ebenfalls nach Sibirien verschleppt worden waren, weil sie der falschen Klasse angehörten. Es gab schwere Momente. Doch es gab auch viele gute und herzliche Begegnungen mit den Bewohnern Sibiriens – gerade, weil die meisten von ihnen ja ein ähnliches Schicksal hatten. Einig waren sich alle darin, dass es nie wieder Krieg geben dürfe. Dass sich endlich niemand mehr von irgendwelchen Führern locken lassen darf. Und dass es ja immer nur scheinbar Gewinner von Kriegen gibt.

Wieso aber funktionieren diese alten, verheerenden Kriegsmuster auch im 21. Jahrhundert noch? In der Türkei gibt Erdoğan den neuen Sul-

tan, und mehr und mehr wandelt er sich zum brutalen Diktator. Seinen Anhängern verspricht er die Rückkehr zu altem Glanz. Das Staatsfernsehen zeigt das Land schon mal in den Grenzen des Osmanischen Reichs. „Wir haben unsere derzeitigen Grenzen nicht freiwillig akzeptiert“, sagte er kürzlich in einer Rede. „Unsere Gründungsväter wurden außerhalb dieser Grenzen geboren.“

Die Griechen ließ er wissen: „Im Vertrag von Lausanne haben wir Inseln weggegeben. So nah, dass wir eure Stimmen hören können, wenn ihr hinüberryuft. Das waren unsere Inseln. Dort sind unsere Moscheen.“ Erdoğan möchte mitmischen in Aleppo und Mossul, mit Verweis auf 1923. In Russland wiederum spielt Putin den neuen Zaren und überfällt skrupellos das ukrainische Nachbarland – ihm zur Seite seine Geheimdienst-Abteilungen Kirche, Justiz, Propaganda – und sicher noch ein paar andere mehr. Ebenso skrupellos lässt er Zivilisten in Aleppo bombardieren. Es ist die Wiederkehr der apokalyptischen Reiter und ihrer Steigbügelhalter. Und wieder trotten Massen hinter Führern her und demonstrieren, dass sie nichts aus der Geschichte gelernt haben. Das ist fatal.

Wer – so wie ich – gehofft hatte, das 21. Jahrhundert werde nun endlich eines der rationalen Politik, mit dem Schwerpunkt „Bewahrung der Schöpfung“ – sieht sich längst eines Schlechteren belehrt. Wir befinden uns in einer Realität, die auch ein Jahrhundert nach dem Genozid an den Armeniern einer Schilderung von Franz Werfel entstammen könnte. Nun sind es die Jesiden, an denen ein Genozid verübt wird, deren Männer erschlagen und deren Frauen vergewaltigt und versklavt werden. Eine halbe Welt dumpfer Männer verfolgt Menschen, weil sie Christen sind. Sunniten schlachten Schiiten ab und umgekehrt. Wofür dieser Horror? Die einst berühmte Handelsstadt Aleppo hat sich als Stadt des Todes in

unsere Köpfe gebrannt wie 1945 Dresden. Wir Bewohner der demokratischen europäischen Staaten haben ein halbes Jahrhundert lang trainiert, andere Bevölkerungen – auch ehemalige Kriegsgegner – zu respektieren und freundschaftliche Beziehungen aufzubauen. Das ist uns, von den üblichen Ausnahmen abgesehen, gelungen. Neugier, Warmherzigkeit und Toleranz – diese Tugenden werden in vielen Familien vermittelt, werden von Eltern und Lehrern im allgemeinen vorgelebt. Und an dieser Stelle möchte ich den letzten Kindern Ostpreußens herzlich danken, denn sie haben auch etwas zu diesem friedlichen Miteinander beigetragen. Obwohl sie selbst von traumatischsten Erlebnissen heimgesucht wurden, schwang in ihren Erinnerungen nie Hass mit, sondern Warmherzigkeit, Respekt und auch Verständnis für jene, die unter Deutschen gelitten haben.

Eingeschlossen im nördlichen Ostpreußen mussten sie, nachdem Deutschland längst kapituliert hatte, noch Jahre im Horror des Krieges ausharren. Erst 1948 – die Frankfurter Paulskirche wurde gerade eingeweiht in „mönchischer Strenge und Bescheidenheit darin kein unwahres Wort möglich sein sollte“ (Architekt Johannes Krahn) – kamen die letzten Kinder Ostpreußens in den Gebieten an, die wir heute noch Deutschland nennen.